

*Wörster, Peter (Hg., unter Mitarb. von D. M. Goeze): Universitäten im östlichen Mitteleuropa. Zwischen Kirche, Staat und Nation – sozialgeschichtliche und politische Entwicklungen.*

Oldenbourg, München 2008, 309 S. (Völker, Staaten und Kulturen in Ostmitteleuropa 3).

Bereits der Titel des Tagungsbandes deutet dessen extensive thematische Breite und den gewaltigen zeitlichen Rahmen an, den dieser in den Blick nimmt: Er reicht vom späten Mittelalter bis in unsere Gegenwart. Zwischen dem Jahr 1999, in dem die Konferenz stattfand, zu der die Idee noch von Ferdinand Seibt ausgegangen war, und der Herausgabe des dazugehörigen Bandes sind ganze 10 Jahre vergangen; ein Jahrzehnt, das gerade im Bereich der Forschungen zur Universitätsgeschichte zu den produktivsten gehörte, und zwar auch in dem hier untersuchten Teil Europas. Das machte selbstverständlich eine thematische Ergänzung und – auch wenn keineswegs der Anspruch erhoben wurde, auf die gesamte neu erschienene Literatur zu reagieren – die Hinzunahme einiger Aspekte notwendig. Darüber hinaus musste der Kreis der Autoren erweitert und modifiziert werden, zumal einige der ursprünglich an dem Projekt Beteiligten bereits nicht mehr unter uns sind, wie der genannte Ferdinand Seibt, Helmut Slapnicka und Emanuel Turczynski.

In seiner Einführung (S. 11-18) geht es Peter Wörster weniger um eine Zusammenfassung des Forschungsstandes als darum, die Problemfelder zu umreißen, die im Band angesprochen werden. Dazu gehören die Typologie der „Gründungswellen“ von Universitäten, die Entstehung und die Koexistenz alter und neuer Universitätstypen, die Beobachtung einzelner Universitäten über einen langen Zeitraum mit dem Akzent auf den Entwicklungstrends und auf deren Vergleich. Weitere Themen sind Universitäten als „universitates“, die Landes- und Staatsgrenzen, nationale und sprachliche Grenzen überschreiten und als Träger und Beförderer des kulturellen Austausches sowie als vermittelnde Institutionen für Ideen und wissenschaftliche Erkenntnisse fungieren. Nicht zuletzt wird die Problematik der Exiluniversitäten angesprochen, die für Prag insbesondere während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine wichtige Bedeutung hatten.

In dem folgenden Text von Ferdinand Seibt (S. 19-35) wird eine ganz anders strukturierte Palette von Fragen und Problemen entwickelt. Seibt weist zunächst auf die chronische Absenz großer europäischer Synthesen zur Universitätsgeschichte hin und erinnert an die Unvollkommenheit, ja das geradezu „Mosaikhafte“ der sich seinerzeit in Entstehung befindlichen Überblickswerke. Für Ost- und Ostmitteleuropa sei dieses Fehlen noch viel offensichtlicher. Die allgemein vertretene These vom Transfer des Universitätsmodells von West nach Ost – bei der der Prager Gründung

von 1348 eine Schlüsselrolle zugesprochen wird – relativiert und hinterfragt Seibt dann mit einer Reihe von Hinweisen und Argumenten. So verschiebt er zum Beispiel die „Grenze des Westens“, die traditionell am Rhein verortet wird, für das 14. Jahrhundert mit Blick auf die Landkarte zeitgenössischer Universitätsgründungen um 200 Kilometer weiter nach Westen. In diesem Zusammenhang macht er darauf aufmerksam, dass die Synergieeffekte zwischen der Verbreitung von Universitäten und Bettelorden noch nicht ausreichend erforscht sind, und verweist damit auf die Unhaltbarkeit des traditionellen Verständnisses von Universitätsgeschichte. Im Sinne früherer Forschungen von Peter Moraw betont Seibt ferner die Einzigartigkeit des „Prager Typs“, in dem die so genannte Magisteruniversität nach Pariser Modell und die Studentenuniversität nach dem Vorbild von Bologna miteinander verbunden wurden. Als Forschungsdesiderat bezeichnet Seibt unter anderem einen detaillierten Vergleich der Institution der Universitätsnationen und die Frage, nach welcher Logik diese bei der Pfründenverteilung berücksichtigt wurden, im weitesten Sinne aber eine genaue Bezeichnung dessen, was im Allgemeinen unter dem Begriff der „europäischen Universität“ verstanden wird.

Der Band ist in einem gedachten Bogen aufgebaut, der allerdings gegenläufig zur historischen Entwicklung angeordnet ist: Er beginnt in Russland und gelangt über Polen und Preußen nach Österreich bzw. Österreich-Ungarn. So befasst sich die erste Einzelstudie des Bandes aus der Feder von Klaus Meyer (S. 36-47) mit der Gründerzeit der russischen Universitäten während der Reformepoche unter Zar Alexander I., als in rascher Folge die Universitäten in Dorpat/Tartu (1802), Wilna/Vilnius (1803), Kazan' (1804) und Charkov (1805) entstanden oder erneuert wurden – nur die Moskauer Universität existierte schon früher. Diese Universitäten bildeten dann gewissermaßen einen „Ring“ mit Moskau in der Mitte, symbolisch ausschließlich im europäischen Teil Russlands situiert; die erste Universität in Sibirien wurde erst 1888 in Tomsk eingerichtet. Im Falle von Dorpat lässt sich allerdings eine Kontinuität zu der vorangegangenen 1632 von den Schweden gegründeten „Academia Gustaviana“ nachweisen – mit den ununterbrochenen Bemühungen der baltischen Aristokratie, in dieser Region eine ständische Universität zu erhalten bzw. zu erneuern, für deren Erfolg es in der Zeit Katharinas II. und gegen Ende der Regierung Pauls I. viel versprechende Anzeichen gab. Unter den russischen Hochschulen stellte die Universität mit deutscher Unterrichtssprache, die im Jahr 1802 erneuert wurde, eine Ausnahme dar. Anfänglich fand sie zwar unter den heimischen Eliten keine vollständige Akzeptanz, doch schließlich wurde sie zum Sonderfall auf Dauer, wo selbst die sonst verbotenen Burschenschaften zugelassen waren.

Sirje Tamul knüpft mit ihrer Studie zu den Studienstiftungen an der Universität Dorpat direkt an Mayers Beitrag an, zeitlich geht sie bis ins Jahr 1918 (S. 49-73). Es handelt sich hier zwar um eine überwiegend beschreibende Mikrostudie, allerdings liefert diese mit exakten Daten aus Archivquellen wertvolles Material für weitere vergleichende Untersuchungen. In Dorpat bleibt auch der folgende Beitrag von Csaba János Kenéz (S. 75-83), der auf der Zeitachse wieder ein Stück nach vorne wandert und dem Leser vor Augen führt, welche Bedeutung die Transformation der dortigen Universität für den neuen estnischen Nationalstaat hatte, ganz ähnlich wie es im Falle der Rigaer und der Universität Kaunas für Lettland bzw. Litauen war

(hier spricht der Autor irrtümlich von Vilnius/Wilna, wo in der Zwischenkriegszeit allerdings die bereits von Stefan Batory gegründete polnischsprachige Universität bestand, S. 75). Noch 1920 wurden hier 53 Prozent der Lehre in deutscher und russischer Sprache abgehalten, 1930 betrug der Anteil dieser beiden Sprachen bereits nur noch 10 Prozent und Ende der 1930er Jahre stellten Esten dann ganze 83 Prozent des Lehrkörpers. Erst in dieser Zeit allerdings bildete sich eine estnische wissenschaftliche Terminologie heraus. Ein Zeichen der dynamischen, hinsichtlich ihrer Qualität indessen uneindeutigen Entwicklung der estnischen „nationalen Wissenschaft“ war auch die Gründung einer eigenständigen technischen Hochschule in Reval/Tallinn im Jahr 1936. In dieser Zeit entstanden – ähnlich wie bei den anderen baltischen Nationen – die grundlegenden Kompendien zur estnischen Geschichte und Literatur, die, oft als wertvolle, versteckte Raritäten, auch in der sowjetischen Zeit ihre Bedeutung bewahrten. Es ist bezeichnend, dass noch vor 1945 etwa 50 Prozent der dortigen Professoren in den Westen emigrierten; für die junge, neu entstandene estnische Wissenschaft stellte das gleich in ihren Anfängen einen gewaltigen Aderlass dar, der sich nach Ende des Zweiten Weltkriegs fortsetzte.

Der folgende Beitrag bringt ein Porträt der pommerschen Universität Greifswald in den Jahren 1630-1720, d.h. größtenteils zur Zeit der schwedischen Herrschaft (S. 85-103). Herbert Langer ordnet hier die Greifswalder Universitätsgeschichte in den breiteren Kontext der schwedischen Bildungspolitik ein, zu deren Zielen – im Unterschied zu Dorpat – keine „Suedisierung“ gehörte. Auch wenn diese Universität im 17. Jahrhundert den größten Anteil schwedischer und finnischer Studenten verzeichnete, die an deutschen Hochschulen studierten (insgesamt 20 Prozent), blieben die Deutschen im Professorenkollegium doch stets in der Mehrheit. Allerdings führte die unzureichende finanzielle Ausstattung zu einem schwankenden Niveau von Forschung und Lehre, ja zu Unterdurchschnittlichkeit, die begleitet war vom rigiden Festhalten an der *Confessio Augustana*, die den offiziellen Geist der schwedischen Kirchenpolitik bestimmte und keinerlei theologische Abweichung zuließ.

Die nächste Station auf dem gedachten thematischen Bogen bildet Iselin Gundermanns Studie zu den brandenburgisch-preußischen Universitätsgründungen (S. 105-126) von der Gründung der Viadrina in Frankfurt/Oder 1506 bis zur Neugründung der Bonner Universität 1818, die die geschlossene Duisburger Hochschule ersetzte. Der kurze Überblick, der von illustrierenden Details durchzogen ist, ist von dem Bemühen gekennzeichnet, die verschiedenen wissenschaftlichen Traditionen zu identifizieren, bzw. Neuerungen und Durchbrüche festzuhalten (so wurde Dorothea Erxleben 1754 an der Universität Halle als erste Frau im Fach Medizin promoviert) sowie Reformunternehmen zu verfolgen. Hier knüpft die Fallstudie von Helmut Neubach über die Königliche Akademie zu Posen/Poznań (1903-1918) an, in der er den vergeblichen Versuchen nachgeht, in Posen eine vollwertige Universität zu gründen, in dieser Zeit bereits mit deutlicher antipolnischer Ausrichtung – gewissermaßen als östlicher Antipode zur Straßburger Universität. Worauf der Autor nicht mehr eingeht, ist die Tatsache, dass gerade diese Zielsetzung die entscheidende Rolle bei der Konstruktion der historischen Traditionen der „Reichsuniversität“ in Posen spielte, die im Jahr 1941 gegründet wurde. Strittig ist allerdings, ob die dem

Posener Scheitern nachfolgenden Gründungen der Technischen Hochschulen in Danzig/Gdańsk (1904) und Breslau/Wrocław (1910) bzw. auch die Transformation der Königlichen Akademie im ermländischen Braunsberg/Braniewo (1912) als gewissermaßen direkte bzw. kollaterale Effekte der Posener Unternehmung zu bezeichnen sind, wie es der Autor tut (S. 144), oder ob es sich dabei eher um einen Ausdruck der erstarkenden Politik der „Hebung des Deutschtums“ im Osten Deutschlands handelte. Leider kann der Aufsatz aus der Feder des Lubliner Historikers Henryk Gmiterek (S. 145-164) über die für die polnische Universitätsgeschichte so wichtige Gründung der „Academia Zamojska“ in Zamość (1594-1784) das Fehlen eines komparativen Beitrags zu den polnischen Universitäten nicht ausgleichen. Zudem vermisst man hier einen Anmerkungsapparat, und das obwohl die Studie ganz offensichtlich auf der Grundlage eines repräsentativen Korpus von Handschriften und gestützt von Sekundärliteratur entstanden ist. Das ist umso bedauerlicher, als es sich bei diesem Text um die bisher einzige Arbeit zu diesem Thema handelt, die in deutscher Sprache vorliegt!

Erst im zweiten Teil des Bandes – und somit in chronologischer Hinsicht nicht ganz organisch – folgt die komparativ angelegte Studie von Franz Machilek (S. 165-193), in der dieser die Rolle der Kirche bei den Universitätsgründungen in Prag (1348) und Erfurt (1379 bzw. 1392) vergleicht. Die übereinstimmenden Motive bei ihrer Gründung stehen begrifflicherweise im Kontrast zu der weiteren Entwicklung: Während die zurückgestutzte und allmählich degradierte Prager Universität ohne Zweifel zur „ersten Akademie der Reformationszeit“ avancierte (František Šmahel), wurde ihre Erfurter „Tochter“ (die später ein sehr breites Spektrum katholischer Traditionen und eine milde Kritik an den Verhältnissen in der Kirche sowie einen entschiedenen Konziliarismus repräsentierte) mehr als hundert Jahre danach zur ersten deutschen Universität, an der beide Konfessionen vertreten waren.

Die Reihe der den österreichischen Universitäten gewidmeten Beiträge wird von einer Studie zur rechtlichen Stellung der Universitäten im alten Österreich (von den Thunschen Reformen bis zum Jahr 1918) eröffnet, die Helmut Slapnicka mit der ihm eigenen Sorgfalt verfasst hat (S. 195-207). Allerdings wird die konkrete Implementation der einzelnen Reformen, abgesehen von den rechtswissenschaftlichen und den theologischen Fakultäten, in dem synoptischen Überblick ausgeblendet. Störend sind hier einige chronologische Irrtümer, z.B. im Zusammenhang mit der Überführung der Pester Universität aus dem Geltungsbereich der österreichischen Universitätsgesetze (S. 205).

Den Beitrag über die Stellung und Bedeutung der Czernowitzer Franz-Josephs-Universität im Rahmen der cisleithanischen Universitätslandschaft hat – in Fortführung seiner vorangegangenen Arbeiten und in Anknüpfung an die Literatur, die zum 120-jährigen Gründungsjubiläum dieser Universität (1998) erschienen ist –, der mittlerweile verstorbene Emanuel Turczynski verfasst (S. 209-225). Auch in diesem Beitrag klingen sentimentale Töne über die verschwundene Welt an, die nie zurückkehren wird, und es werden die Momente betont, die diese östlichste „k. k. akademische Strafkolonie“ ohne Zweifel auszeichneten. Sie habe zu jenen „komplexen adaptiven Systemen“ (S. 225) gehört, die einen wichtigen Beitrag zur Hebung des Bildungsniveaus der orthodoxen Geistlichkeit, zur höheren Bildung der Ostjuden,

der ukrainischen (ruthenischen) und rumänischen Eliten und zur Pflege der Wissenschaft in deren Sprachen leisteten. Weniger stark werden andere positive Auswirkungen dieser außergewöhnlich integrativen Universität akzentuiert: etwa der einfachere Weg zur Habilitation und Professur, den der „Umweg über Czernowitz“ bot und den aus pragmatischen Gründen nicht nur deutsche Österreicher, sondern auch einige Tschechen vor allem in den Jahren 1875-1882 wählten, als in Prag noch keine eigenständige tschechische Universität existierte.

Die Bedeutung der Universitäten für den Prozess der Emanzipation der Juden und deren Stellung an den Hochschulen ist das Thema des Beitrags von Rudolf Wlaschek (S. 227-233), dem er am Beispiel Prags im 19. und 20. Jahrhundert nachgeht. Allerdings werden hier lediglich bekannte Fakten zusammengefasst, neuere Arbeiten, die zu diesem Thema in den letzten Jahren erschienen sind (u. a. von Jiří Pešek, Alena Míšková und Ota Konrád) haben nur ausnahmsweise Aufnahme in die Darstellung gefunden.

Einen Platz für sich nehmen in dem Sammelband die Beiträge zur Geschichte der ungarischen Universitäten ein, die ganz unterschiedlich angelegt sind. Zunächst skizziert der langjährige Archivar der Budapester Loránd-Eötvös-Universität, László Szögi, der ein ausgewiesener Kenner dieses Themenfelds ist, den Ablauf der wichtigsten Gründungswellen der ungarischen Universitäten vom späten Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert (S. 235-267), d. h. von der Universitätsgründung des Hauses Anjou in Pécs/Fünfkirchen im Jahr 1367 über den ersten Anlauf, eine Universität in Buda zu schaffen, und die bedeutende Episode der Academia Istropolitana in Bratislava/Poszony/Pressburg bis hin zu den konfessionell motivierten Universitätsgründungsversuchen in der Folge von Reformation und Gegenreformation. Besonderer Stellenwert kommt hier der jesuitischen Universität von Trnava/Nagyszombat/Tyrnau zu, die im Jahr 1635 eröffnet und nach ihrer Säkularisierung 1777 nach Buda verlagert wurde und die älteste, kontinuierlich existierende Universität im ungarischen bzw. magyarischen Kontext war. Máté Tamáska indessen legt eine methodologisch innovative und inspirierende Mikrostudie über die Migration ungarischer Studenten an die Universität Wittenberg im Verlauf des 16. Jahrhunderts und deren Folgen für die Durchsetzung reformatorischen Ideenguts vor (S. 269-293), die allerdings im einführenden Teil von bekannten Fakten, ja Banalitäten überfrachtet ist. Seine Anwendung des allgemeinen Modells der Entstehung und des Ertrags neuer wissenschaftlicher Strömungen und Theorien, das von dem amerikanischen Soziologen N. C. Mullins formuliert wurde, auf die Aufnahme der Ideen der Reformation in Ungarn, die sich über die ungarische Gemeinde in Wittenberg vollzog, erscheint zwar einigermaßen überzeugend, muss aber keineswegs mit anderen Fällen von Ideentransfer korrespondieren – vor allem nicht, sofern mehrere Entstehungsorte für die reformatorischen Traditionen und ihren Transfer vom Zentrum an die Peripherie bestanden, wie es etwa bei den konkurrierenden Strömungen der Reformation in den böhmischen Ländern der Fall war.

Man kann den Sammelband sicher aus vielen Gründen kritisch beurteilen: Er ist sowohl thematisch als auch, was die Qualität der einzelnen Beiträge betrifft, durchaus heterogen, die geografische Auswahl ist selektiv und zudem asymmetrisch. Doch liefert eine Reihe der hier veröffentlichten Studien wichtiges Material für den Ver-

gleich in einem bislang vernachlässigten Referenzrahmen und kennzeichnet dabei „weiße Flecken“, die einer Bearbeitung harren. In manchen Themenbereichen geschieht das bereits in ungezählten Detailstudien – z. B. zur Rolle und Bedeutung der Juden an den Universitäten Ost- und Ostmitteleuropas oder zur Nationalitätenfrage an den Hochschulen. Der Ruf nach einer Synthese indessen bleibt nach wie vor ungehört.